

## Themenessay

# Für Öffentliche Soziologien – mit und ohne Burawoy

**Michael Burawoy**, *Public Sociology. Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit*. Herausgegeben von Brigitte Aulenbacher und Klaus Dörre mit einem Nachwort von Hans-Jürgen Urban. Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Regine Othmer. Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2015, 258 S., br., 19,95 €

**Anna Froese / Dagmar Simon / Julia Böttcher (Hrsg.)**, *Sozialwissenschaften und Gesellschaft. Neue Verortungen von Wissenstransfer*. Bielefeld: transcript 2016, 338 S., br., 39,99 €

**Ariane Hanemaayer / Christoph J. Schneider (Eds.)**, *The Public Sociology Debate. Ethics and Engagement*. Foreword by Michael Burawoy. Vancouver/Toronto: UBC Press 2014, 286 S., br., 35,00 €

Besprochen von **Prof. Dr. Annette Treibel**: Institut für Transdisziplinäre Sozialwissenschaft, Pädagogische Hochschule Karlsruhe, E-Mail: treibel-illian@ph-karlsruhe.de

DOI 10.1515/srsr-2017-0005

**Schlüsselwörter:** Public Sociology, Soziologie und Öffentlichkeit, Selbstverständnis-Debatte

## 1 Einführung

Als Initialzündung der jüngeren Debatte um Sinn und Zweck einer Public Sociology gilt die *Presidential Address* des US-amerikanischen Soziologen Michael Burawoy aus dem Jahr 2004, seine Rede „For Public Sociology“ zur Eröffnung des Kongresses der American Sociological Association (ASA). Sie wurde 2005 veröffentlicht (Burawoy, 2005a) und hat seither eine Welle von Debatten darüber ausgelöst, ob und wie sich die Soziologie in der außerakademischen Öffentlichkeit positionieren will, kann und soll. Drei Veröffentlichungen aus jüngerer Zeit sind der Anlass, Verlauf und Funktion dieser Debatten grundsätzlich zu beleuchten.

Bei der ersten Publikation handelt es sich um eine Sammlung von Texten *Michael Burawoys* in deutscher Sprache, die 2015 bei Beltz Juventa unter dem Titel

„Public Sociology. Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit“ erschienen ist. Sie enthält in Übersetzungen von Regine Othmer den klassischen Burawoy-Text „For Public Sociology“ aus dem Jahr 2005 sowie weitere sieben Texte von ihm aus dem Zeitraum bis 2015. Als speziell für den Band geschriebene Einleitung fungiert Burawoys Text „Soziologie – going Public, going Global“, in der er seinen Standpunkt mit Blick auf die Rezeption seiner ASA-Rede resümiert. Die HerausgeberInnen Brigitte Aulenbacher und Klaus Dörre sowie als zusätzlicher Autor Hans-Jürgen Urban positionieren sich in ihren Beiträgen Burawoy-affin. Sie sehen dessen Öffentliche Soziologie weniger als ein bestimmtes Verfahren, sondern als eine bedeutsame Theorie und Gesellschaftsdiagnose an, die sie mit dem Band bekannter machen wollen.

Die zweite Publikation ist ein Debatten-Band zur Public Sociology in der Herausgeberschaft der kanadischen SoziologInnen *Ariane Hanemaayer* und *Christoph J. Schneider*. Er trägt den Titel „The Public Sociology Debate. Ethics and Engagement“ und ist 2014 bei University of British Columbia Press erschienen. Die Beiträge umfassen ein breites Spektrum von absoluter Ablehnung über kritische Sympathie gegenüber Burawoy bis hin zu Praxisreflexionen aus der universitären Lehre, in der Burawoys Konzept angewandt wurde. Nach eigenem Bekunden der HerausgeberInnen versteht sich dieser Band als spezifisch kanadischer Beitrag zur Diskussion um Public Sociology.

Bei der dritten Publikation handelt es sich um den 2016 bei transcript erschienenen Sammelband „Sozialwissenschaften und Gesellschaft. Neue Verortungen von Wissenstransfer“, der aus dem Forschungsprojekt „Unbekanntes Terrain? Wissenstransfer in den Sozial- und Raumwissenschaften“ und einer Konferenz im Jahr 2013 hervorgegangen ist. Dieses BMBF-geförderte Projekt wurde von 2012 bis 2014 am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) und am Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig durchgeführt. Die Herausgeberinnen *Anna Froese*, *Dagmar Simon* und *Julia Böttcher* beleuchten die Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Sozialwissenschaften und Gesellschaft und berücksichtigen dabei auch deren historische Entwicklung. Unter den Sozialwissenschaften richten sie ihr Hauptaugenmerk auf die Soziologie.

## 2 Burawoys Appell „For Public Sociology“ und überhaupt eine andere Soziologie

Ansprachen von Präsidenten sind Formate, die sich für Grundsatzreden eignen oder gar danach verlangen – aber nicht alle werden berühmt. Für Michael Burawoys Rede als ASA-Präsident mit dem Appell „For Public Sociology“ (Burawoy,

2005a) gilt dies schon. Sie wurde schnell zum Schlüsseltext für Public Sociology. Sie ist 2005 in der *American Sociological Review* erschienen und bereits im selben Jahr in der *Sozialen Welt* abgedruckt worden. Auch auf YouTube kann man sich Ausschnitte der Rede anhören und ansehen (Burawoy, 2005b). In der Literatur zu Burawoy wird die Rede auch als „berühmt-berüchtigt“ (Schneider in Hanemaayer / Schneider: 205) bezeichnet.

Burawoy gilt als Initiator der Debatte, dabei steht er selbst mit seiner Ansprache in einer ganzen Reihe von Presidential Addresses, in der seine Vorgänger bereits implizit und explizit eine Öffentlich(er)e Soziologie angemahnt haben. Diesbezüglich ist insbesondere die Presidential Address von Herbert J. Gans aus dem Jahr 1988 über „The Discipline and the Public“ (Gans, 1989) von Interesse (vgl. Mesny in Hanemaayer / Schneider: 155; Mevissen in Froese u.a.: 194). In seinem kürzlich erschienenen Beitrag „Public Sociology and its Publics“ (Gans, 2016) weist Gans selbst lakonisch darauf hin, dass Ende der 1980er Jahre die Zeit für eine solche Debatte, wie Burawoy sie 2004 losgetreten hat, wohl noch nicht reif war (Gans, 2016: Fußnote 4). Vielleicht hat es aber auch mit dem Format und der Diktion zu tun. Im Vergleich mit Burawoy kommt Gans' Grundsatzrede eher dezent daher. Er regt an, dass man mit der Soziologie doch sichtbarer werden müsse. Aber weder spricht er sich dezidiert für eine bestimmte Form der Public Sociology aus, noch kritisiert er bestimmte Richtungen des Faches, wie Burawoy dies tut. Integrative Freundlichkeit ist eben weniger publicity-trächtig als Attacke.

Mit den elf Thesen seiner Ansprache von 2004 verfolgt Burawoy einen doppelten Zweck: Zum einen versucht er, das Verhältnis von Soziologie und Öffentlichkeit zu systematisieren. Hierbei erstellt er eine Typologie, mit der er die verschiedenen Haltungen der KollegInnen zu erfassen sucht. Zum anderen ergreift er unmissverständlich Partei für eine gesellschaftskritische Soziologie, die sich mit bestimmten sozialen Bewegungen verbünden bzw. diesen zu mehr Wirksamkeit verhelfen solle.

Im Abschnitt „These III: Die soziologische Arbeitsteilung“ (Burawoy: 60ff.) unterscheidet er innerhalb der Soziologie nach angewandter, professioneller, kritischer und öffentlicher Soziologie. Er nennt dabei jeweils wichtige Vorreiter und Beispiele aus der Geschichte der Soziologie, was ich hier nicht im Einzelnen vertiefen kann. *Angewandte Soziologie* ist für ihn das, was man häufig als Auftragsforschung bezeichnet; sie erfolge „im Dienste eines vom Klienten definierten Ziels“ (Burawoy: 60). Die Vorgaben des Klienten sind, so Burawoy, teils enger, teils weiter gefasst. Als *professionelle Soziologie* bezeichnet er die akademische Soziologie, die ihre Ziele wissenschaftsimmanent entwickelt und an das Fachpublikum adressiert. Sie bietet Ausgangspunkt und Grundlage soziologischen Arbeitens, ist ihre „Conditio sine qua non“: „Professionelle Soziologie besteht in erster Linie aus mehreren einander überschneidenden Forschungsprogrammen,

die jeweils von besonderen Annahmen, Musterbeispielen, Definitionsfragen, Begriffsapparaten und sich entwickelnden Theorien ausgehen“ (Burawoy: 61). Die Aufgabe der *Kritischen Soziologie* sieht Burawoy darin, die Professionelle Soziologie einer kritischen Prüfung zu unterziehen und dieser „ihre Vorurteile und ihr Schweigen“ bewusst zu machen: „Feminismus, Queer-Theorie und ‚critical race theory‘ haben der Professionellen Soziologie die Hölle heiß gemacht, weil sie die Ubiquität und Tiefe von geschlechtlicher, sexueller und rassistischer Unterdrückung übersehen habe“ (Burawoy: 62).

*Öffentliche Soziologie* schließlich versteht Burawoy als eine Soziologie, die sich nicht nur an die außerakademische Welt richte, sondern sich von vornherein dort platziere. Sie setze „eine dialogische Beziehung zwischen Soziologinnen und Soziologen und der Öffentlichkeit in Gang, in der beide Seiten ihre jeweilige Agenda auf den Tisch legen und jede Seite sich der anderen anpasst“ (Burawoy: 60). Ahnherr dieser Spielart der Soziologie ist C. Wright Mills mit seiner Studie über „Sociological Imagination“ (Mills, 1959). Mills ist für Burawoy der „Meister der traditionellen öffentlichen Soziologie“ (Burawoy: 60). Der Ansatz von Mills geht Burawoy jedoch nicht weit genug. Dessen *traditioneller öffentlicher Soziologie* stellt er seine *organische öffentliche Soziologie* gegenüber. Bei aller Anerkennung der traditionellen Formen wie Feuilleton-Beiträge oder Interviews, bei denen WissenschaftlerInnen ihre Forschungen einem weiteren Publikum vorstellen, gibt es für Burawoy doch nur eine einzig wahre Public Sociology, die *organische öffentliche Soziologie*. Hier adressieren SoziologInnen nicht die Öffentlichkeit, sondern sind Teil von gesellschaftlichen Auseinandersetzungen und fungieren als AdvokatInnen politischer Interessen: „Die Öffentlichkeiten, mit denen die organische öffentliche Soziologie im Vergleich zur traditionellen öffentlichen Soziologie zu tun hat, sind eher begrenzt, aktiver, dichter (intern enger verbunden) und oft auch (linke oder rechte) Gegenöffentlichkeiten“ (Burawoy: 38).<sup>1</sup>

Die Unterscheidung von *hier* Wissenschaft, *dort* Öffentlichkeit ist damit hin-fällig, denn die Soziologie ist organischer Teil unterschiedlicher Öffentlichkeiten. Sie gehorcht keiner eigenen Logik, sondern ist Teil öffentlicher Praktiken und damit selbst den dortigen Machtverhältnissen unterworfen. Organische Öffentliche Soziologie ist also kein Selbstläufer, sondern mit durchaus harten gesellschaftlichen Auseinandersetzungen verbunden, wie Burawoy in seinem einleitenden Originalbeitrag für den deutschsprachigen Sammelband mit „Soziologie –

---

<sup>1</sup> Nach meiner Kenntnis wird von Burawoy selbst und auch in der Literatur auf *rechte* Gegenöffentlichkeiten nicht weiter eingegangen. – Auf das Problem, heute „mit dem begrifflichen Arsenal der organischen Kritik in der Nachfolge von Max Weber, Karl Marx, Robert Michels oder Antonio Gramsci [zu] operieren“, weist zutreffend Bude (2005: 378) in seinem frühen Beitrag zu Burawoy hin.

Going Public, Going Global“ näher ausführt. In diesen Beitrag fließt die Resonanz, die „For Public Sociology“ gefunden hat, mit ein. So ist wohl auch die selbst-erklärende Formulierung zu verstehen, in der Burawoy die Kritik an der Widersprüchlichkeit seiner Überlegungen mit aufnimmt: „Die nachfolgenden Essays sind Teil eines Entwicklungsprozesses, sodass die Details in ihren Formulierungen nicht immer konsistent sind“ (Burawoy: 23).

Bei der Lektüre seiner inhaltlichen Beiträge über globale und nationale Kontexte erhält man näheren Aufschluss darüber, wieso Burawoy in seiner Analyse zur Öffentlichen Soziologie nicht neutral argumentieren kann und will. Seine Soziologie ist dezidiert gesellschaftskritisch und vor allem kapitalismus- und neoliberalismuskritisch. Bezogen auf den Bereich von Schule und Hochschule, zu dem er sich detailliert äußert, wendet er sich leidenschaftlich gegen die Vermarktlichung von Wissen und Studium. Soziologische Ansätze, die nicht einen solchen kritischen Impetus verfolgen, befinden sich für Burawoy in einer Legitimationskrise. Entsprechend seiner Diagnose in These I seiner Ansprache von 2004, wonach sich die Welt nach rechts und die Soziologie sich nach links bewege (Burawoy: 53), positioniert er sich selbst dezidiert links.

Im Sinne eines Gegentrends zur gesellschaftlichen Entwicklung, den die Soziologie setzen müsse, verabschiedet Burawoy sich auch gleich von der gängigen Soziologie-Definition. Für ihn wird „die Soziologie nicht durch ihren bezeichnenden Gegenstand („Gesellschaft“) definiert [...], sondern durch ihren Standpunkt, der nicht der Standpunkt einer bestimmten Gruppe ist, sondern der eines bestimmten Ortes, nämlich der Zivilgesellschaft“ (Burawoy: 40). Diese, so Burawoy, ist ihrerseits ein stark umkämpftes, aber immer noch das am besten geeignete Terrain „zur Verteidigung der Menschheit“ (Burawoy: 91). Kleiner geht's offensichtlich nicht ...

Stärker als andere Wissenschaftler, deren Untersuchungsgegenstand nicht die Gesellschaft ist, müssen sich Soziologen notgedrungen mit ihrem gesellschaftlichen Platz beschäftigen. Wenn Burawoy konstatiert, dass gar nicht die Gesellschaft, sondern nur die – wie auch immer definierte – Zivilgesellschaft der Gegenstand seiner Soziologie sein soll, klinkt er sich sogar aus diesen klassischen Selbstverständnisdebatten aus. Er will also nicht nur (mehr) Öffentliche Soziologie, sondern gleich eine ganz andere Soziologie.

### 3 Public Sociology – eine wunderbare Möglichkeit der Selbstvergewisserung

Mit der Textsammlung zu Burawoy wird die deutschsprachige Rezeption und Debatte möglicherweise erst noch richtig in Gang kommen. Im anglo-amerikanischen Raum hatte direkt mit Veröffentlichung der Rede eine intensive Auseinandersetzung um Burawoys Verständnis von Public Sociology begonnen, die in mehreren Sondereditionen von Zeitschriften und Sammelbänden ihren Niederschlag fand. Auf die Fülle der Reaktionen kann ich hier nicht eingehen; sie wurden vielerorts unter unterschiedlichen Blickwinkeln zusammengestellt und reflektiert (vgl. Damitz, 2013; Hanemaayer / Schneider; Lamla, 2014; Mevissen in Froese u.a.; Osrecki, 2011).

Dem an dieser Stelle zu berücksichtigenden Band von Ariane Hanemaayer und Christoph J. Schneider gehen die beiden folgenden Bände voraus, auf die in Hanemaayer / Schneider wiederum Bezug genommen wird. Dabei handelt es sich um den von Dan Clawson und anderen (2007) herausgegebenen Band zu „Public Sociology. Fifteen Eminent Sociologists Debate Politics and the Profession in the Twenty-first Century“. Zu den als „bedeutend“ gerankten SoziologInnen, die in diesem Band zu Burawoy Stellung nehmen, gehören Patricia Collins, Barbara Ehrenreich, Douglas S. Massey, Arthur Stinchcome, Judith Stacey oder Alain Touraine. Ein weiterer Sammelband, ebenfalls 2007 erschienen, ist die von Lawrence T. Nichols (2007) editierte Publikation zu „Public Sociology. The Contemporary Debate“. Einige Beiträge aus diesen Bänden, die mir charakteristisch für die Grundsatzfragen in der Debatte erscheinen, beziehe ich im Folgenden mit ein.

Der Band von Hanemaayer / Schneider zeigt die intensive Burawoy-Rezeption im anglo-amerikanischen Raum. Mehrere Beiträge des Bandes dokumentieren, in welcher Weise sich Public Sociology in Form von eigenen Zeitschriften und Lehrformaten bereits institutionalisiert hat. Offenkundig war nach den beiden vielbeachteten Sammelbänden von 2007 noch Platz und Bedarf für weitere Debatten und auch Ergebnissicherungen. Auch knapp zehn Jahre nach Burawoys Ansprache schlagen die Wellen noch hoch.

#### 3.1 ‚Normative Überdeterminierung‘ – zur Grundsatzkritik an Burawoy

Die kritischen und in Teilen empörten Reaktionen auf Burawoy überraschen mich nicht, und sicher provoziert der prominente Ort einer „Presidential Address“

zusätzlich. Wer die Tätigkeit der KollegInnen derart in Kästchen packt, wie er das tut, muss mit Widerspruch rechnen. Einerseits gesteht Burawoy zu, dass seine Typologien grob gezeichnet sind. Andererseits lässt er kein Missverständnis aufkommen, wo für ihn ‚die Guten‘ sind. Dann verwischt er die Grenzen wieder und will es am Ende dann doch nicht gewesen sein. Die Gräben, die er aufmacht, sucht er mit der Beschwichtigung, dass ja jedes Lager das andere brauche und eine Arbeitsteilung in der Soziologie sinnvoll sei, wieder zuzuschütten. Dieses Schwanken zwischen klarer Feinderklärung und Harmonisierung kann man wenigstens als inkonsistent, wenn nicht als Ärgernis betrachten. Seine Kategorien seien „not as simple and clear cut as Burawoy seems to suggest“ (Hanemaayer / Schneider: 15).

Im Band von Hanemaayer / Schneider wird in etlichen Beiträgen heftig gegen Burawoy argumentiert. Die zentrale Kritik bündeln Ariane Hanemaayer und Christoph J. Schneider in der Kritik, die Public Sociology in der Version von Burawoy sei „normativ überdeterminiert“ (Hanemaayer / Schneider: 14). Es sei außerdem überhaupt nicht klar, woher die Öffentlichkeit komme, mit der ein Public Sociologist in Aktion trete und wie genau dieser Dialog legitimiert sei.

Für van den Berg, den härtesten Burawoy-Gegner in diesem Band, sind die Standards der von Burawoy diskreditierten Professional Sociology seit Jahrzehnten eingeübt, transparent und demokratisch, was genau für die Public Sociology nicht gelte. Burawoy und seine Bewunderer hält er für „anti-demokratisch“ (van den Berg in Hanemaayer / Schneider: 54). Auch sprachlich macht van den Berg überdeutlich, was er von der Public Sociology hält – nichts. Für ihn scheint es sich bei der Public Sociology um eine selbstgefällige Sekte zu handeln. Man gewinnt den Eindruck, dass van den Berg den Auftritt Burawoys nutzt, um sich seinerseits an seinen Lieblingsfeinden abzarbeiten und die alten Baustellen zu bearbeiten: Traditionelle vs. Kritische Theorie, Positivismus gegen Leninismus (van den Berg in Hanemaayer / Schneider: 69, Fußnoten 8 und 9), als solche diskreditierte (alte) weiße Männer gegen die kulturelle Linke („cultural left“).

Van den Berg gesteht zwar Inkonsistenzen in der Professional Sociology, etwa in der Datenerhebung, zu und sieht den methodologischen Rigorismus, der insbesondere die Jüngeren abschrecke, durchaus selbstkritisch (van den Berg in Hanemaayer / Schneider: 68). Bei der Lektüre seines Beitrags realisiert man jedoch sehr schnell, woher der Wind weht. Es geht ihm darum, seine Kritik, die er bereits 1980 gegen Habermas und zuvor gegen die Kritische Theorie vorgebracht hatte, zu aktualisieren. Das gegnerische Lager erhalte durch Burawoy mächtig Auftrieb; *sein* Ziel aber sei es, die Welt besser zu erklären und nicht, sie zu verändern: „the call for liberation, from the president of the American Sociological Association no less, must have felt like a long-awaited vindication to many. Yet, for some of us it still makes sense to try to understand the world a

little better before we rush off to change it“ (van den Berg in Hanemaayer / Schneider: 68f.).

Van den Bergs Kritik ist nicht neu; sie reiht sich ein in ähnliche oder auch gleichlautende Kritik, wie sie in den 2007 erschienenen Bänden bereits Douglas S. Massey, Jonathan H. Turner oder Steven Brint formuliert hatten. Meines Erachtens wird der Standortgebundenheit des eigenen Denkens oder der grundsätzlich erforderlichen Balance zwischen Engagement und Distanzierung, die auch für Positivisten gilt, in der Schwarz-Weiß-Malerei der Burawoy-Kritiker ein zu geringer Platz eingeräumt. Weitaus spannender waren für mich die Statements in gemischter Tonlage zu lesen. Darunter verstehe ich diejenigen Beiträge, die Burawoys Anliegen durchaus teilen, die Realisierbarkeit seines Ansatzes jedoch auch kritisch prüfen.

### 3.2 Mit wem und für wen arbeiten wir da eigentlich? *Organic Public Sociology* in der Praxis

Über die Schwierigkeiten bei der praktischen Umsetzung der von Burawoy geforderten organischen öffentlichen Soziologie gibt beispielsweise der Artikel „Precarious Publics. Interrogating a Public Sociology for Migrant Workers in Canada“ von Jill Bucklaschuk (in Hanemaayer / Schneider) Auskunft. Aus ihrer Sicht habe Burawoy die Identifizierbarkeit von Publika systematisch unterschätzt. Mit Blick auf ihre eigene Forschung zu temporären Migranten in Kanada konstatiert sie, dass man diese von der politisch und strukturell bedingten Unsichtbarkeit in die Sichtbarkeit hole und das könne für die Betroffenen riskant werden (Bucklaschuk in Hanemaayer / Schneider: 115ff.). Des Weiteren problematisiert sie die Advokaten-Position: SoziologInnen wüssten durchaus nicht immer (besser), was gut für andere sei (Bucklaschuk in Hanemaayer / Schneider: 122). Sie rät also zu mehr Vorsicht, weniger Arroganz und mehr Reflexion über die Dilemmata, die die organische Variante der öffentlichen Soziologie mit sich bringt. Burawoys als neu deklarierte Entdeckung der Unterprivilegierten scheint sie richtig zu ärgern; lange vor ihm hätten sich Feministinnen an Positivismus und Androzentrismus abgearbeitet und epistemologische Grundfragen diskutiert: „Feminist scholarship lends many useful insights to this discussion because its foundation is based on bringing issues of marginalized and vulnerable groups into the public while also engaging in epistemological examinations of knowledge creation and the role of researchers in advancing social change. Emerging from social movements, feminism is imbued with morals, ethics, and values and is driven by goals of social change, not unlike organic public sociology“ (Bucklaschuk in Hanemaayer / Schneider: 120; entsprechend auch Prentice in Hanemaayer / Schneider: 143f.).



Bucklaschuk gießt Wasser in den Wein des Kritikers Burawoy, den sie sowie so zum Teil für alten Wein in neuen Schläuchen hält. Unterprivilegierten Gruppen helfe nur Empowerment, und das können Soziologen alleine – auch nicht die Organisch Öffentlichen Soziologen – gar nicht leisten. Ansonsten sei der Frust über die Publika, die so ganz anders ticken, als wohlmeinende Soziologen es sich vorgestellt haben, vorprogrammiert. Ähnlich skeptisch äußert sich Anne Mesny in ihrem Aufsatz über „Public Sociology and Research Ethics“ (Mesny in Hanemaayer / Schneider). Für sie ist es überhaupt nicht ausgemacht, dass – entgegen der Annahme Burawoys – am Ende die (progressiven) Anliegen der Zivilgesellschaft oder das im Übrigen nur schwer zu definierende Gemeinwohl zum Zuge kommen. Vielmehr riskiere ein Organic Public Sociologist stets, für Partikularinteressen vereinnahmt zu werden (Mesny in Hanemaayer / Schneider: 166). Was aus dem soziologischen Wissen politisch würde, sei grundsätzlich nicht festzulegen – und dieses Wissen dürfe durchaus auch (erst einmal) unnütz sein, so ihre Argumentation.

Beiträge wie die von Bucklaschuk und Mesny erneuern die Kritik, die einige Jahre zuvor von der etablierten Migrationsforscherin einer älteren Generation, Edna Bonacich, in ihrem Aufsatz „Working with the Labor Movement: A Personal Journey in Organic Public Sociology“ (Bonacich, 2007) erhoben worden war. Bonacich hatte dort problematisiert, dass ‚die Unterdrückten‘ eine heterogene Gruppe seien, die häufig durchaus andere Vorstellungen als die ForscherInnen über gesellschaftliche Veränderung oder gar Widerstand hätten. Bonacichs „personal journey“ ist das Resümee einer ‚altgedienten‘ und prominenten Wissenschaftlerin, die die Zusammenhänge zwischen Biografie, wissenschaftlichem Werdegang, Forschung, Lehre, Politik und ihrem eigenen öffentlichen Wirken reflektiert. Burawoys Appell hält sie für sehr verdienstvoll (Bonacich, 2007: 73); allerdings habe er die Schwierigkeiten und Widersprüche, die bei der tatsächlichen Umsetzung der organischen öffentlichen Soziologie entstehen, zu wenig im Blick. Bonacich gehört zu denjenigen, die Public Sociology nicht nur in der eigenen Forschung selbst zu praktizieren versuchen, sondern sie selbst auch lehren (vgl. auch Prentice in Hanemaayer / Schneider). Wenn im Rahmen von Seminaren politische Tätigkeiten außerhalb der Hochschulen nahegelegt oder gar vorbereitet werden, so erfordert dies Sensibilität von Seiten der Lehrenden, wie Bonacich klarstellt: „I am careful not to force anyone to engage in any political action that makes them uncomfortable“ (Bonacich, 2007: 85). Das Statement macht jedoch klar, dass politisches Handeln – in welcher Form auch immer – gewünscht ist.

### 3.3 Distinktionsgewinne und Déjà-vus

Die Beiträge zu „Public Sociology Debate“ (Hanemaayer / Schneider) zeigen die seit der Presidential Address erreichte Spannweite der Diskussion. Sie kann nur deshalb eine solche Resonanz erzielen, weil sie an die grundlegenden Kontroversen über die normativen Grundlagen und das Selbstverständnis von SoziologInnen rührt. Wie ein roter Faden zieht sich die Kritik an zahlreichen Unschärfen bei Burawoy durch den Band – auch bei denjenigen, die sich durch seine Public Sociology in ihrer Arbeit legitimiert oder inspiriert sehen. Bewertet man die Argumentation Burawoys nach ihrer Stringenz und seine Typologie nach ihrer Stichhaltigkeit, so bleibt ein starkes Unbehagen zurück. Burawoys Verbeugungen vor der Soziologie als pluralistischer Veranstaltung wirken nicht überzeugend – dafür ist der Duktus des Kampfes zu stark. Zeit und Ort seiner Rede aber waren ganz offensichtlich perfekt gewählt. „For Public Sociology“ traf den Nerv der Zeit und nervt(e) viele zugleich enorm. Positiv wie negativ traf der Appell auf eine große Resonanz, was an den ungezählten Nachdrucken der Rede, den Tagungen, Stellungnahmen, eigenen Zeitschriften und Buchreihen zu erkennen ist, die in der Folgezeit auf den Markt kamen. Burawoy selbst wurde zur Marke – mehr kann man im Kampf um Aufmerksamkeit nicht erreichen.

Aber auch für diejenigen, die seinen Ansatz ablehnen, ist etwas zu holen. „Contra Burawoy“ ist eben auch ein Distinktionsgewinn. Jonathan Turner, der sich in einem der früheren Sammelbände gefragt hatte, ‚ob wir so etwas wie Public Sociology wirklich brauchen‘, kam zu dem Schluss: „It is clear that I do not think that Burawoy’s proposal is viable. I do appreciate the effort because it addresses one of the central issues that has confronted the discipline since its founding – the connection between science and advocacy. No matter how hard we try, we can never make this two-headed monster work“ (Turner, 2007: 285).

An Burawoy kann man sich wunderbar abarbeiten, sich selbst klären und im soziologischen Feld positionieren. Eine knapp 60-jährige Soziologin wie ich, die seit Ende der 1970er Jahre akademisch und politisch sozialisiert wurde, hat dabei mit einigen Déjà-vus zu tun. Bei der Burawoy-Lektüre dachte ich mehrfach: Das kenne ich doch. So erinnerte ich mich an die Auseinandersetzungen zu Beginn der deutschsprachigen Frauenforschung in den 1970er Jahren: Darf es eine Frauenforschung außerhalb der Frauenbewegung geben oder muss die Forschung den Zielen der Frauenbewegung nützen oder zumindest verpflichtet sein? Welche Rolle spielt der Feminismus für die Entwicklung der Wissenschaft? Oder die Diskussion um den Intersektionalitäts-Ansatz seit den 1990er Jahren: Muss dieser zwingend anti-rassistisch sein oder darf er auch an etablierte Ansätze zur sozialen Ungleichheit andocken?

In Zeiten deutlich gestiegenen öffentlichen Interesses an Migration und Flucht ist auch die Migrationsforschung solchen Debatten ausgesetzt. Wie kritisch muss Forschung sich gegen Pegida und AfD stellen, in welchen Formaten und Begriffen teilt man Forschungsergebnisse öffentlich mit? Wie könnte eine dialogische oder gar organische öffentliche Migrationssoziologie aussehen? Die Erfahrungen der KollegInnen aus den Einwanderungsgesellschaften USA oder Kanada stimmen skeptisch.

### 3.4 Was bringt der Zugriff auf Burawoys Public Sociology?

Wenn selbst diejenigen, die dem Ansatz einer organischen öffentlichen Soziologie gewogen sind, in der praktischen Umsetzung die Inkonsistenzen, Schwierigkeiten und Dilemmata betonen und sich über Burawoys ungerechtfertigten Pionier-Habitus ärgern – was bleibt denn dann? Ich sehe hier zwei Strömungen. *Erstens* findet Burawoys Plädoyer für eine gesellschafts- und wissenschaftskritische Public Sociology bei denen Zuspruch, die selbst einen starken Affekt gegen die professionell-akademische Soziologie haben und diese als übermächtig empfinden. Kritischen Ansätzen verleiht das Plädoyer Burawoys die höheren Weihen, dass sie auf der richtigen Seite stehen. Sie können auf diese Weise einen Legitimations-Gewinn gegenüber dem Mainstream erzielen. *Zweitens* bleibt die Zustimmung zu seinem Soziologie-Programm insgesamt. Dieses Programm einer Soziologie gegen „Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit“ (Burawoy) kann auch von denjenigen geteilt werden, die selbst eine andere Form von öffentlicher Soziologie praktizieren. Sie mögen vielleicht selbst nicht einer organischen öffentlichen, sondern durchaus einer traditionellen öffentlichen Soziologie verpflichtet sein (hierzu Lamla, 2014: 495), begrüßen jedoch die soziologische Ausrichtung.

In dieser zweiten Gruppe verorte ich das Anliegen, das Brigitte Aulenbacher und Klaus Dörre in ihrer Einleitung zum Burawoy-Band vorbringen. Für sie ist Burawoy nicht durch seine Öffentliche Soziologie, sondern durch seine *Soziologie* interessant. Er bietet ein neues Feld, das ohne Burawoys Prominenz durch „For Public Sociology“ wohl nicht entstanden wäre: „Nicht nur seine öffentliche und globale Soziologie, sondern auch sein soziologischer Marxismus haben Diskussionen mit vorangetrieben, in denen Brücken zwischen den Soziologien des globalen Nordens und Südens und zwischen Theorieströmungen geschlagen werden [...], die für das Fach insgesamt von Interesse sind“ (Aulenbacher / Dörre in Burawoy: 19). Für mich springen Aulenbacher und Dörre hier auf den Burawoy-Zug auf, wollen diesen jedoch in andere Bahnhöfe lenken, hin zu einer „weiteren Gesellschafts- und Wissenschaftsanalyse und -kritik“ (Aulenbacher / Dörre in

Burawoy: 13), für die sie auch selbst stehen. Burawoys Public Sociology ist nur der Aufhänger.

Welche Schlussfolgerung ziehe ich aus dem Hype um Burawoys Public Sociology? Öffentliche Soziologie für gut zu halten und selbst zu betreiben, heißt nicht zwingend, sich als „Robin Hood researcher“ (Bonacich, 2007: 87; dazu Mesny in Hanemaayer / Schneider: 159) oder als Partisan zu definieren. Das Thema Öffentliche Soziologie(n) ist vielschichtiger, als Burawoys Appell nahelegt.

## 4 Jenseits von Burawoy – Potentiale öffentlicher Soziologien

Die Debatte über Soziologie und Öffentlichkeit und die Dilemmata ihres Verhältnisses kann auch weniger aufgeregt geführt werden. Einen solchen Zugang eröffnet der Sammelband „Sozialwissenschaften und Gesellschaft“ (Froese u. a.). Er stellt verschiedene Perspektiven vor, wie das Verhältnis von Sozialwissenschaften und Öffentlichkeit sich in den unterschiedlichen Disziplinen entwickelt hat und heute ausnimmt. Mehrere Beiträge in Froese u. a. erinnern daran, wie umfänglich und verzweigt die Diskurse geworden sind, die sich mit dem Verhältnis von Sozialwissenschaften und Gesellschaft auseinandersetzen. Analysen hierzu findet man in der Wissenschaftsforschung, Wissenschaftstheorie, Epistemologie, Methodologie, Geschichte der Soziologie sowie in Beiträgen zur Selbstreflexivität, Wissenstransformation und Innovationsforschung, zum Wissenstransfer, zur Genese von Öffentlichkeiten und zur Inter- und Transdisziplinarität. Außerdem spielen das Verhältnis von Theorie und Praxis und auch die Tätigkeitsfelder von SoziologInnen mit hinein.<sup>2</sup>

Das Pro und contra Public Sociology ist etwa für Natalie Mevissen der Anlass für ihre Tour d’Horizon durch die grundlegenden Kontroversen in der Soziologie,

---

<sup>2</sup> Ich berücksichtige im Folgenden diejenigen Beiträge, die sich zu den genannten übergreifenden Themenkomplexen äußern. Damit ist keine Aussage über die Qualität der Untersuchungen zu Detailfragen enthalten, die in dem Band ebenfalls vertreten sind. Zum Band insgesamt sei jedoch vermerkt, dass er formal und editorisch nachlässig wirkt und manche Auslassungen irritieren. So taucht die Mitherausgeberin Julia Böttcher weder in der Einleitung noch durch einen Beitrag auf. In dem hochinteressanten Gespräch von Dagmar Simon und Sebastian Lentz wird der wichtige ‚Dritte im Bunde‘, Wolfert von Rhaden, wiederum nicht mit einem Eintrag im AutorInnen-Verzeichnis gewürdigt. Bei manchen Beiträgen gewinnt man den Eindruck, dass eine Prä-Publikations-Version in Druck gegangen ist; manche Grafiken sind nicht zu entziffern. Furchtbar lästig ist die Praxis des Bandes, Jahreszahlen auszuschreiben – für eine Publikation, in der es dankenswerterweise um historische Prozesse geht, eine Gewähr für erschwerte Lesbarkeit.

die diese von Anfang an begleiten. Der Titel ihres Beitrages „Ewig umstritten: Soziologie zwischen Engagement und Distanzierung“ (Mevisen in Froese u. a.) platziert ihn in missverständlicher Weise in eine Nähe zu Norbert Elias' wissenssoziologischer Studie gleichnamigen Titels.<sup>3</sup> Mevisen bringt in Anlehnung an die soziologischen Selbstreflexionen eines Rainer M. Lepsius oder Anthony Giddens in Erinnerung, dass seit der Gründung der Soziologie zu Zeiten Comtes über die Gründung der DGS zu Zeiten Webers und Tönnies' bis zu den Konkurrenz- bzw. Parallelstrukturen von DGS und BDS seit den 1970er Jahren diese Debatten zur Kernidentität des Faches gehören (hierzu auch Damitz, 2013). Werturteilsstreit, Traditionelle vs. Kritische Theorie, Positivismusstreit oder quantitative vs. qualitative Forschung – die epistemologischen Fragen, die Debatten um das Verhältnis von Soziologie und Gesellschaft oder gar die mögliche Praxisrelevanz bleiben dem Fach erhalten: „Diese Vorstellungen folgen allerdings keinem linearen Modell, sondern tauchen in Wellenbewegungen immer wieder auf“ (Mevisen in Froese u. a.: 200).

In ihrem Einleitungsbeitrag „Eine disziplinäre Perspektive auf Wissenstransfer – zur Einführung“ (Froese / Simon in Froese u. a.) konstatieren die beiden Herausgeberinnen Anna Froese und Dagmar Simon unterschiedliche Bedingungen für ihre beiden Wissenschaften. Während die Soziologie intern und extern regelmäßig in Legitimationsdebatten über ihre öffentliche Rolle und das Für und Wider von Wissenstransfer verstrickt ist, sind die Raumwissenschaften vor allem im Bereich der Planung per se mit Wissenstransfer befasst (Froese / Simon in Froese u. a.: 15).

In diesem Zusammenhang habe ich mit großem Gewinn den Beitrag gelesen, der das muntere Gespräch dokumentiert, das Dagmar Simon vom WZB und der Direktor des Leibniz-Instituts für Länderkunde Sebastian Lentz mit dem Wissenschaftsredakteur Wolfert von Rahden über ihre Wissenschaften – Soziologie bzw. Geografie – geführt haben (Simon / Lentz in Froese u. a.). Es geht um die unterschiedlichen Öffentlichkeiten und die unterschiedliche Wertschätzung, die öffentliches Engagement in den beiden Disziplinen in Deutschland erfährt. Lentz beklagt, dass Geografen für Kommentare zur gesellschaftlichen Entwicklung, zu der sie viel zu sagen hätten, zu selten angefragt würden, andererseits durch ihre Geografischen Gesellschaften über eingeübte Wege des Dialogs mit der Öffent-

---

<sup>3</sup> Mevisen ist „Engagement und Distanzierung“ (Elias, 2003 [1983]) offensichtlich nicht geläufig; en passant verweist sie auf den online zugänglichen Eliasschen Vortrag zu der Thematik beim BDS aus dem Jahr 1981. Die umfangreiche Bibliografie ihres Beitrages ist trotz der angesprochenen Lücke eine wahre Fundgrube für den Themenkomplex Public Sociology, Methodologie, Geschichte der Soziologie, Verhältnis von Theorie und Praxis in der Soziologie und Selbstreflexivität von SoziologInnen.

lichkeit verfügten. Demgegenüber macht Simon die Hemmnisse stärker im Fach selbst aus, wobei dies stark für den deutschen Kontext und kaum für den internationalen Kontext der Soziologie gelte. Außerakademisches Engagement gehe in der deutschen Soziologie mit einem Reputationsverlust einher: „Wissenstransfer hat da den Stellenwert von netten Add-ons, aber es nützt Ihnen wenig, wenn der Mitbewerber oder die Mitbewerberin mehr Journal-Artikel vorweisen kann“ (Simon / Lenz in Froese u. a.: 79). Simon ermuntert die FachkollegInnen, die eigene Arbeit in Kommissionen und Expertengremien stärker zu kommunizieren und anzuerkennen. Ein Großteil des öffentlichen Agierens, mit dem SoziologInnen viel Zeit verbringen und dessen „wechselseitigen Transfer“ (Simon / Lenz in Froese u. a.: 93) sie auch selbst schätzen, bleibe unsichtbar. Es liegt an uns, dies zu ändern, und die Zeichen stehen gut. Denn die Debatte über Soziologie und Öffentlichkeit hat an Fahrt aufgenommen.

Im Anschluss an den Soziologie-Dreiländer-Kongress 2011 in Innsbruck hatte ich noch gefragt: Wie stehen wir als SoziologInnen zur Öffentlichkeit, zu unserer öffentlichen Präsenz? Und wer interessiert sich für uns, die wir auf den Gipfeln der Soziologie oder in den Gehegen der Fachöffentlichkeit umher spazieren (Treibel, 2012)? Bislang galt: Wer in der Öffentlichkeit gut ankommt, macht sich im Fach verdächtig. Seither tut sich einiges: Buchreihen, Debattenbeiträge, Fachaufsätze. Die Beschäftigung mit „Öffentlichkeit“ zieht inzwischen weitere Kreise. Ich werte es als gutes Zeichen, dass die Auseinandersetzung inzwischen weniger darum geht, *ob*, sondern darum, *wie* wir sicht- und hörbarer werden. So reflektiert Ralf Damitz in dieser Zeitschrift die fachlichen und zeitgeschichtlichen Potentiale öffentlicher Soziologie (Damitz, 2013). So konzipiert Stefan Selke in seinem Grundlagenartikel in der *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* unterschiedliche Formate öffentlicher Soziologie, in dem er selbst die Variante eines „Dialogischen Gesellschaftslabors“ (Selke, 2015: 188ff.) präferiert. Dort sollen soziologische Wissensbestände gerade nicht für außerakademische Publika übersetzt, sondern neue Wissensformen mit unterschiedlichen Akteuren produziert werden. Wie auch immer man sich dazu stellt, man positioniert sich damit nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in der Soziologie. Und trotz aller fachlichen Offenheit für mehr Soziologie in der Öffentlichkeit geht man das Risiko ein, dass einem „das Etikett ‚Wissenschaftlichkeit‘ aberkannt und somit die Legitimation entzogen wird“ (Selke, 2015: 182).

Burawoy ist als Ausgangspunkt der Debatte wertvoll, aber die Öffentliche Soziologie, wie er sie zuschneidet, hat für mich keinen Vorrang. Ich teile weder sein soziologisches Programm einer kritischen globalen Soziologie noch einer organischen öffentlichen Soziologie. Die deutschsprachige Textsammlung (Burawoy) eröffnet die Möglichkeit, sich intensiv mit diesem Autor auseinanderzusetzen – mit seiner Öffentlichen Soziologie und mit seinem soziologischen Marxis-

mus. Die Stellungnahme von Aulenbacher und Dörre als HerausgeberInnen des Bandes zeigt, dass KollegInnen sich in ihren Anliegen durch Burawoy gestärkt sehen. Für sie ist Burawoy nicht nur anschlussfähig, sondern legt ein neues Soziologie-Programm auf, das über Public Sociology hinausweist. Das Risiko, das Aulenbacher und Dörre mit ihrer Art des Labeling von Burawoy eingehen, besteht für mich darin, dass in der Rezeption das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden könnte: Wer Burawoys Soziologie-Programm nicht mag, wird sich möglicherweise auch nicht mit seinen Anregungen zur Public Sociology beschäftigen – was bedauerlich wäre.

Burawoy hatte darauf hingewiesen, dass trotz aller Kritik am Einzug des Neoliberalismus an den US-amerikanischen Universitäten die Soziologie in den USA bedeutsam und einflussreich sei. Davon könne in vielen anderen Ländern keine Rede sei. Dort müsse man um ihre Existenz kämpfen. Tatsächlich stellt sich der Erhalt soziologischer Studiengänge oder die Platzierung von Soziologie in den Schulen hierzulande unter anderem als ein Kampf gegen mächtigere Disziplinen wie Ökonomie oder Psychologie dar.

## 5 Plädoyer für ‚Unterkomplexität‘ auf hohem Niveau

Können wir uns angesichts ganz anderer Sorgen die Debatte um Öffentliche Soziologie also leisten? Meines Erachtens *müssen* wir sie uns leisten, denn nur dann, wenn unterschiedliche Öffentlichkeiten soziologische Forschung und Reflexion für spannend halten, wird es dauerhaft eine – vielleicht sogar stärkere – Nachfrage nach Soziologie geben. Die Entwicklung zur Medialisierung der Wissenschaften, die Peter Weingart (2003: 121ff.) kritisch sieht, da sie mit neuen Zwängen verbunden sei, sehe ich pragmatisch. Medien und Redaktionen folgen ihrer eigenen Logik, sehen sich selbst als Interpreten der sozialen Wirklichkeit und brauchen uns insofern nur selektiv – seien wir also nicht naiv, was die Nachfrage nach uns angeht. Seien wir uns aber gleichwohl bewusst, dass es ein großes Interesse an soziologischer Expertise in der Zivilgesellschaft gibt. Lassen wir Mehrsprachigkeit zu: Soziologische Diktion in Fachkontexten – allgemein verständliche Diktion in weiteren Öffentlichkeiten. Man muss sich nicht gleich zum Vorreiter sozialer Bewegungen machen, um der Soziologie mehr Sichtbarkeit zu verschaffen. Veröffentlichungen wie der Sammelband zu „Sozialwissenschaften und Gesellschaften“ (Froese u. a.) zeigen die Potentiale des im Vergleich mit Burawoys organischer Soziologie spießigen Wissenstransfers. Oft ist uns auch gar nicht bewusst und erkennen wir zu wenig an, wie stark wir durch unsere außer-

universitären Tätigkeiten sowieso schon öffentlich tätig sind (vgl. hierzu Selke / Treibel, 2017). In Fortführung von David Kaldeweys Infragestellung der „Elfenbeinturmprämisse“ (Kaldewey in Froese u. a.: 34) gilt überdies, dass auch im sog. Elfenbeinturm Öffentlichkeit stattfindet. Durch die Interaktionen und Diskussionen mit Studierenden und KollegInnen im Hochschulalltag findet Öffentlichkeit tagtäglich statt. Hochschulen sind kein Schonraum, sondern auch dort wird beispielsweise um die Sinnhaftigkeit des Begriffs Migrationshintergrund oder um Ursachen und Folgen des Brexit gestritten.

Für die zukünftige Debatte rege ich an, die Frage einer öffentlichen Präsenz der Soziologie selbstkritisch und realistisch stärker als bislang mit der Generationen- und der Statusfrage zu verbinden (Treibel / Selke, 2012: 418f.). Denn: Aus welcher Position soll man überhaupt Position oder zumindest Haltung beziehen? Etwa aus der Position eines befristeten Arbeitsverhältnisses? Wohl kaum. Speziell in Deutschland, wo ein akzeptiertes Rollenangebot für Activist Scholars wie im anglo-amerikanischen Raum kaum existiert, geht mein Appell an die gut positionierten KollegInnen. Es gibt Platz für unterschiedliche Öffentliche Soziologien: Für das Feuilleton, für die Bürger-Foren, für die Hochschulen selbst, für Interviews und Beirats-Tätigkeiten, von Fall zu Fall gar für die Partisanen-Variante. Ermuntern und unterstützen wir KollegInnen, die öffentlich unterwegs sind, seien wir selbst auch mehr öffentlich unterwegs. Das Interesse an soziologischer Expertise ist größer als viele von uns es für möglich halten.

Der soziologische Blick ist für Nicht-SoziologInnen zunächst irritierend, denn definitionsgemäß reduzieren wir Komplexität dadurch, dass wir Komplexität steigern (hierzu aktuell Zimenkova in Froese u. a.: 120). Von diesem hohen Level aus können wir es uns auf jeden Fall leisten, ‚unterkomplex‘ zu argumentieren.

## Literatur

- Bonacich, E. Working with the Labor Movement: A Personal Journey in Organic Public Sociology. In *Public Sociology. The Contemporary Debate*; Nichols, L. T., Eds.; Transaction Publishers: New Brunswick/London, 2007; pp 73–94.
- Bude, H. Auf der Suche nach einer öffentlichen Soziologie. Ein Kommentar zu Michael Burawoy. *Soziale Welt* **2005**, *56*, 375–380.
- Burawoy, M. For Public Sociology. *American Sociological Review* **2005a**, *70*, 4–28.
- Burawoy, M. For Public Sociology. <https://www.youtube.com/watch?v=d29t2Tshc9M>, 2005b (Zugriff Juni 30, 2016).
- Clawson, D. et al., Eds. *Public Sociology. Fifteen Eminent Sociologists Debate Politics and the Profession in the Twenty-first Century*; University of California Press: Berkeley et al., 2007.
- Damitz, R. Soziologie, öffentliche. *Soziologische Revue* **2013**, *36*, 251–262.
- Elias, N. *Engagement und Distanzierung. Arbeiten zur Wissenssoziologie I*; Suhrkamp: Frankfurt a. M., 2003.



- Gans, H. J. Sociology in America: The Discipline and the Public. *American Sociological Review* **1989**, *54*, 1–16.
- Gans, H. J. Public Sociology and its Publics. *The American Sociologist* **2016**, *47*, 3–11.
- Lamla, J. Öffentlichkeit: Soziologie, Zeitdiagnose und Gesellschaftskritik. In *Handbuch der Soziologie*; Lamla, J.; Laux, H.; Rosa, H.; Strecker, D., Hrsg.; UVK: Konstanz/München, 2014, pp 491–505.
- Mills, C. W. *The Sociological Imagination*; Oxford University Press: London et al., 1959.
- Nichols, L. T., Ed. *Public Sociology. The Contemporary Debate*; Transaction Publishers: New Brunswick/London, 2007.
- Osrecki, F. *Die Diagnosegesellschaft. Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität*; transcript: Bielefeld, 2011.
- Selke, S. Öffentliche Soziologie als Komplizenschaft. Vom disziplinären Bunker zum dialogischen Gesellschaftslabor. *Zeitschrift f. Theoretische Soziologie* **2015**, *4*, 179–207.
- Selke, S.; Treibel, A., Hrsg. *Öffentliche Gesellschaftswissenschaften – Zwischen Kommunikation und Dialog*; Springer VS: Wiesbaden; 2017 (im Erscheinen).
- Treibel, A. Soziologie und Öffentlichkeit: eine Wissenschaft über den Wolken oder zum Anfassen – was wollen wir? *Soz. Blog, Blog der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* 27.1.2012, <http://soziologie.de/blog/2012/01/soziologie-und-offentlichkeit-eine-wissenschaft-uber-den-wolken-oder-zum-anfassen-was-wollen-wir/> (Zugriff Juni 30, 2016).
- Treibel, A.; Selke, S. Soziologie für die Öffentlichkeit. Zwei Perspektiven auf die Initiative ‚DGS goes public‘. *Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* **2012**, *41*, 398–421.
- Turner, J. ‚Is Public Sociology such a Good Idea?‘ In *Public Sociology. The Contemporary Debate*; Nichols, L. T., Ed.; Transaction Publishers: New Brunswick/London, 2007; pp 263–288.
- Weingart, P. *Wissenschaftssoziologie*; transcript: Bielefeld, 2003.